

11. Jahrgang | Verlag: Die Rama-Post vom kleinen Coco, Goch (Rhld.) | Nummer 19



Zufriedenheit

Von Walter Guise.

Ich hab einen Garten in meinem Reich,
Dem kommt auf der Erde wohl keiner gleich.

Da scheint mir die Sonne bei Tag und Nacht,
Hat alles erblühen und schön gemacht.

Da trällern viel Sänger in Baum und Strauch,
Da schwellen die Lüfte vom Blütenhauch. —

Er ladet so freundlich zu guter Rast,
Bin gerne am Abend bei ihm zu Gast.

Und ruhe im Grase vom Schaffen aus.
Schick' alle die Sorgen geschwind nach Haus,

Schick' alle die Fragen ins Weite fort
Und träume so köstlich am grünen Ort.

Kein schönerer Garten liegt weit und breit
Als du, mein Garten: „Zufriedenheit".

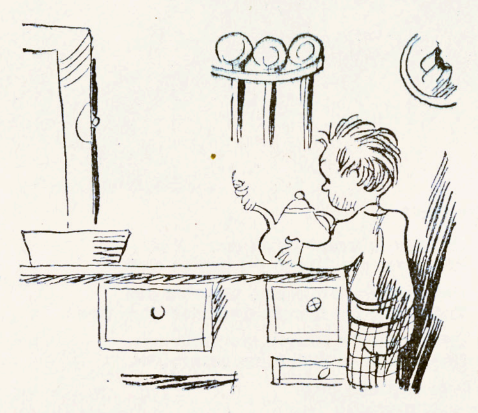


Von Peter Braun.

Heiners Traum bei Tag und Nacht war, ein Erfinder zu werden. So ein ganz großer, berühmter Mann. Er wollte etwas entdecken, was alle Welt in Erstaunen setzen sollte, und wodurch sein Name in aller Mund käme. Wo er ging und wo er stand, ob zu Hause oder auf dem Schulwege, überall dachte er nur an die Erfindungen, die er machen wollte. Er träumte am hellen Tage.

Aber wie sollte er zu diesem Ruhm gelangen? Umsonst, so dachte der kleine Heiner, bauen dir die Menschen keine Denkmäler, und mit dem Reden allein war's nicht geschafft.

Dies wußte Heiner! Aber er wollte seine Träume wahr machen und zwar bald. Kürzlich erst hatte der Herr Lehrer in der Schule den Kindern erzählt, daß der junge James Wat seine erste große Erfindung dem Teekessel abgelauscht. Das hatte sich der Heiner gut gemerkt. Aber einfach nachäffen, nein das wollte er doch nicht. Ein Unterschied mußte da sein, und deshalb entschied sich Heiner für den Kaffeetopf.



Mutter hatte gerade einen guten Nachmittagskaffee gebraut und den Topf nach hinten zum Ziehen auf den Ofen gesetzt. Halt, dachte unser Heiner, das trifft sich gut. Schnell setzte er den Kaffeetopf wieder aufs Feuer, steckte einen Stopfen in den Ausfluß, zog sich Vaters Sorgenstuhl in die Nähe des Ofens und beobachtete gespannt den Kaffeetopf.

Langsam geriet der Kaffee wieder ins Sieden. Aber gerade hierauf hatte der Heiner gewartet. Er wollte den Kaffee so lange quälen, bis er Geheimnisse ausplapperte. Und Geheimnisse steckten in dem Kaffeetopf wohl Hunderte. Aber hundert Geheimnisse wollte Heiner dem armen Topf gar nicht entlocken. Er mochte ruhig 99 Geheimnisse für sich behalten, wenn er nur ein, wenn auch nur ein ganz kleines Geheimnis dem Heiner verriet.

Der kleine Heiner wäre fast mit Vaters Sorgenstuhl umgefallen, denn ganz deutlich hatte er soeben eine feine singende Stimme aus dem Kaffeetopf vernommen. Mit einem Schlage wußte jetzt Heiner, woran er war. Er hatte Glück. Was da in dem Kaffeetopf redete und brummte, das war der Kaffeegeist, den ein böser Zauberer gerade in den Kaffeetopf gesperrt hatte. Ein bißchen kriegte es der Heiner bei diesem Gedanken doch mit der Angst zu tun. Wenn nun plötzlich der Kaffeegeist herausschlüpfte und ihm ein Leid antat? Aber schnell fand er sein bißchen Mut

wieder, denn er hörte jetzt den Unbekannten ganz kläglich winseln. Der hat ja noch mehr Angst als ich, dachte Heiner; und bei dieser Feststellung stieg sein Mut. Erst sollte der Kaffeegeist ihm ein Geheimnis verraten, vielleicht konnte er ihm eine Stelle angeben, an



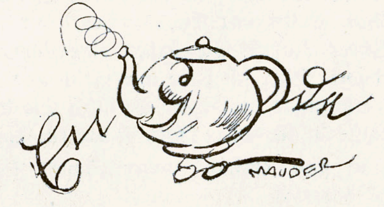
1

der ein großer Schatz verborgen lag. Erst vor einigen Tagen hatte er in einem Buche gelesen, daß ein Geist durchs Schlüsselloch in die Stube eines armen Jungen gekommen war und ihm dann verraten hatte, wo eine große Kiste mit purem Golde verborgen lag. Hierdurch war aus dem armen Jungen ein ganz reicher Mann geworden, welchen das Volk zu seinem König erhob. Mitten aus seinem Sinnen riß ihn die Stimme des Kaffeegeistes. Heiner, lieber Heiner, rief jetzt die klägliche Stimme. Befreie mich doch aus dieser Hölle, denn ich muß gewiß sterben, wenn ich nur noch eine Minute diese jämmerliche Hitze aushalten muß. Herzlos war unser Heiner nicht und deshalb erwiderte er: Mein lieber Herr Kaffeegeist, sehr gern will ich dich aus deinem Gefängnisse befreien, doch nicht eher, bis du mir eine große Erfindung verrätst, oder sagst, wo ein großer Schatz verborgen liegt.

Da sagte der, ich will ja gern alles tun, was du von mir verlangst, einen großen Schatz will ich dir verraten und einen Gedanken geben, der dich zu einem Erfinder und berühmten Menschen macht. Hebe aber zuerst den Deckel ab, damit ich mich etwas erholen kann, denn ich bin durch die Hitze so matt und elend geworden, daß es mich große Mühe kostet, zu reden. Entwischen kann ich dir nicht, denn dazu fehlt mir die Kraft. Und Heiner, ganz berauscht von dem Glück, das ihn erwartete, hob mit zitternder Hand den Deckel vom Kaffeetopf. Aber da sprang ihm auch schon der arglistige Kaffeegeist ins Gesicht, daß er vor Schmerz die Augen zukniff. Halb geblendet rannte er zur Küche hinaus und stieß sich unterwegs noch mächtig an dem Türpfosten. Auf sein Geschrei eilte die Mutter herbei, und im Nu war unser Geisterbeschwörer hinter Mutters Schürze.

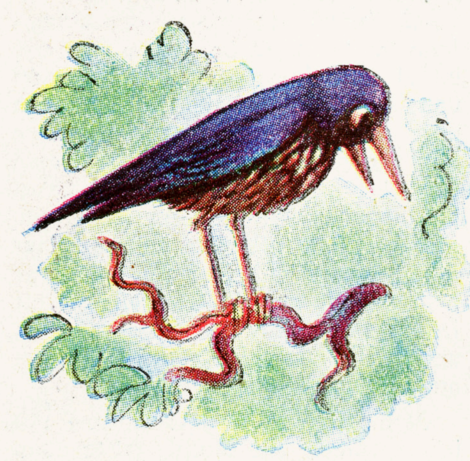
Nun mußte er trotz Sträubens mit in die Küche. Die Mutter erklärte ihm alles. Der von dir erträumte Geist, ist der heiße Dampf gewesen, der dir ins Gesicht flog, weil du ihm durch den Stopfen den Weg ins Freie versperrt hast, sagte die Mutter. Aber der Wasserdampf kann doch nicht schlagen, meinte jetzt Heiner, und zeigte auf die mächtig angeschwollene Beule an seiner Stirne. Niemand hat dich geschlagen, sondern du bist in blinder Angst direkt gegen den Türpfosten gerannt.

Als ihn aber anderen Tags die Schulkameraden wegen der dicken Beule hänselten und fragten, wie er denn daran käme, sagte ihnen der Heiner, er wäre vergangene Nacht im Traum vom Kölner Dom gefallen und daher stamme die Beule. Der Heiner ist vom Träumen ganz abgekommen; und er ist ein ganz heller Junge geworden. Und das verdankt er Mutters altem Kaffeetopf



Die Waldwiese.

Von Waldemar Bonsels



Bei der Waldwiese, auf der alten Linde, die sich noch kaum belaubt hatte, saß Kuno, der Star, vor Sonnenaufgang und putzte sich im Frühlicht. Seine Brust glänzte schwarz und golden, er war ein prächtiger Vogel.

Unten am Traulenbach, der unter der Linde dahinfloß, lief Onna, die Bachstelze, im Sand am Wasser dahin zwischen den jungen Trieben des Schilfs.

„Hallo!" rief Kuno, „hören Sie auf zu wippen, Madame, ich bin angekommen, verstehen Sie? Es wird Frühling!"

Die Bachstelze machte halt und sah hinauf. „Ach so, ein Star," sagte sie, „Stare gibt's genug."

„Aber wenige, wie ich einer bin! Übrigens bin ich erst kürzlich angekommen, eigentlich zu früh, verstehen Sie?"

„Ich versteh schon", gab Onna zurück „Sie wollen doch nicht etwa hier nisten?"

„Hier? Wo denn? In der Linde? Zwischen Krähen, Eulen und Eichhörnchen, oder gar in Ihrer Nähe? Sie haben eine Ahnung, Madame. Aber ich habe mir gleich gedacht, daß Sie nichts verstehen. So sitzen Sie doch wenigstens still. Mein Gott, ist das ein Tag!"

„Sie sind einfach unverschämt", sagte Onna ärgerlich.

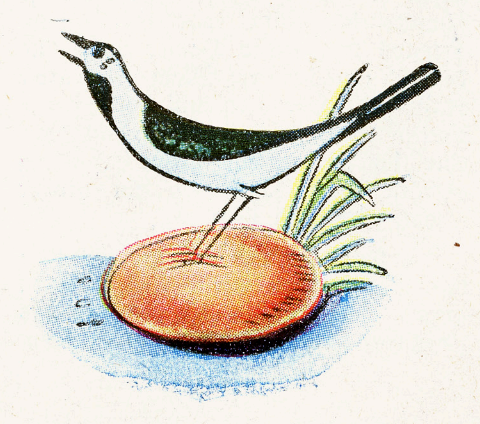
„Ach, denken Sie sich," rief Kuno erstaunt, „das haben verschiedene Leute schon oft behauptet, ich kann mir gar nicht recht ausmalen, wie solch ein Gerücht hat aufkommen können. Die Leute sind heutzutage geradezu auf böse Nachrichten aus. Merkwürdig. Aber ein Tag ist das heute, nicht wahr?"

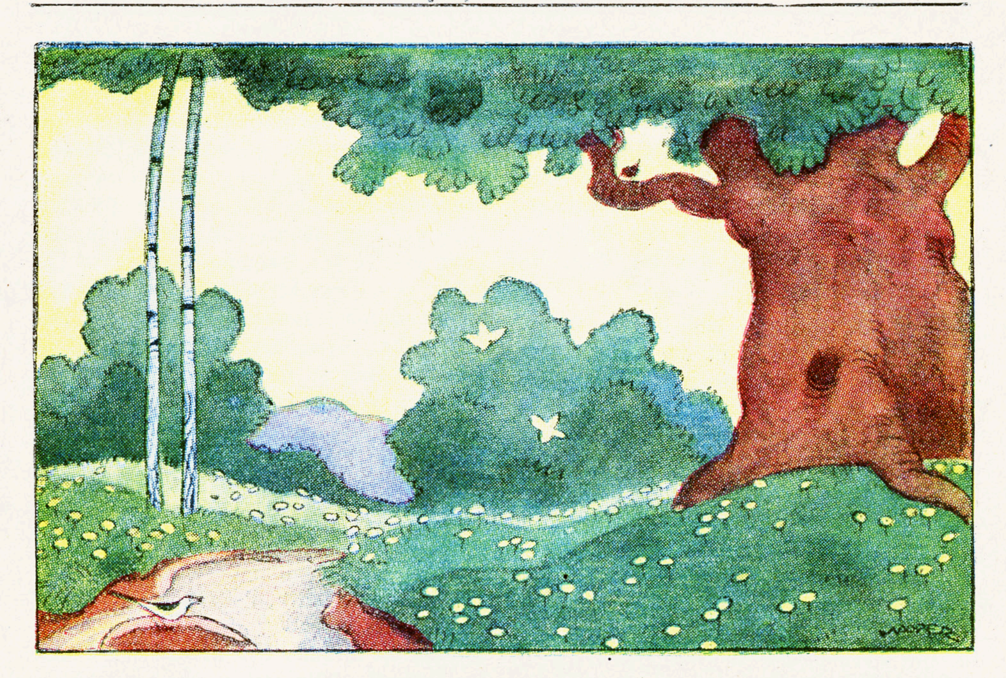
„Meinetwegen", meinte Onna und wollte weiter.

„Warten Sie", rief der Star, „und reden Sie nicht immer; dabei kommt ja kein Wesen zu vernünftigen Worten. Was haben Sie da eben gegen den Frühling gesagt? Es ist sonderbar, wie geschwätzig ihr Waldvögel werdet, wenn kaum einmal etwas Frühlingssonne durch die Wolken gesehen hat. Da traf ich eben im Schlehdorn einen Mistfinken, und der Kerl sagte zu mir, er sei ein Goldspatz. Wissen Sie, ich könnte mich totlachen über solche Leute. Er meinte, seine ganze Familie sollte ihren Namen ändern, und dann flog er auf den Misthaufen zurück, der Goldspatz, verstehen Sie?"

„Soll er Sie etwa um Erlaubnis fragen?"

„Der Schlehdorn blüht schon," sagte der Star nachdenklich, „haben Sie einmal mitten in diesem reinen Blütenlicht gesessen, so recht mitten darin, womöglich bei Sonnenschein? Ich sage Ihnen, Madame . . . aber Sie da unten in Ihrem Morast sind ja eigentlich





nur dem Namen nach ein Vogel. Doch jetzt halten Sie mich nicht länger auf, ich muß fort."

Und er machte einen kleinen Sprung und segelte schnurgerade über die Saatfelder dahin, auf die Wohnungen der Menschen zu. Ein kleiner dürrer Ast brach ab und fiel nieder ins Moos, mitten zwischen die Anemonen, die noch nicht erwacht waren.

Die Bachstelze wollte sich zuerst noch längere Zeit ärgern; aber dann dachte sie: „Es hat nicht den geringsten Wert. Erstens ist dieser Narr doch jetzt fort und zweitens beginnt ein geradezu fabelhafter Frühlingstag. Sie atmete die kühle Luft ein, die von den Bäumen her über die Waldwiese zog. „Erdgeruch, Veilchen und Tau," sagte sie, „und dabei eine Frische, die man nicht glauben würde, wenn man sie nicht durch den ganzen Körper bis in die Flügelspitzen spürte."

Und sie wippte wiederholt auf ihre ungemein zierliche Art und eilte bachaufwärts davon.



durch die jungen Sprossen des Schilfs und der Primeln.

Bald darauf stieg die Morgensonne am Frühlingshimmel empor, und die Anemonen wiegten sich sanft im Wind, der kühl und unsichtbar, nach Windesart, aus den Zweigen der großen Linde niederzusinken schien. Die Gräser wurden wach, fröstelten ein wenig unter den winzigen Tauperlen, die zu vielen Tausenden an ihnen hingen, und rasch verbreitete sich die Nachricht unter den Erwachenden, daß es ein heller Sonntag werden sollte.

Man muß nun wohl bedenken, daß ein Tag den Pflanzen mehr bedeutet als den Menschen, denn das Leben der meisten ist kürzer bemessen als das der großen lebendigen Geschöpfe, es gibt unter ihnen sogar viele, die nur einen Tag lang blühen, sie erwachen in der Frühe, entfalten ihr Blumenangesicht im heraufsteigenden Licht

der Sonne, der Mittag des Tages ist der Mittag ihres Daseins, und die hereinbrechende Nacht das Ende ihres Frühlings. So erscheint den kleinen Pflanzen, auch denen, welche länger leben, die Dauer eines Tages um vieles wichtiger und bedeutungsvoller als den Tieren oder uns Menschen. Ihre allerschönste Zeit sind die Tage, in welchen sie blühen.

Man merkte gleich, wie wichtig so ein warmer Frühlingstag ist, an der Art, wie glücklich eine ältere Gänseblume sich langsam gegen das Licht aufrichtete und zurückgelehnt den roten Schein aufnahm. Sie hatte überwintert und war sehr erfahren. Es sah aus, als tränke ein durstiges Wesen in vollen Zügen Wasser an einer Quelle. Dann rief sie den erwachenden kleineren Blumen, die rund um sie her standen und alle von ihrer Art waren, den Morgengruß der Blumen zu:

Alle, die wir Blumen sind,
bitten Gottes Segen,
daß uns Sonne, Tau und Wind
heute finden mögen.

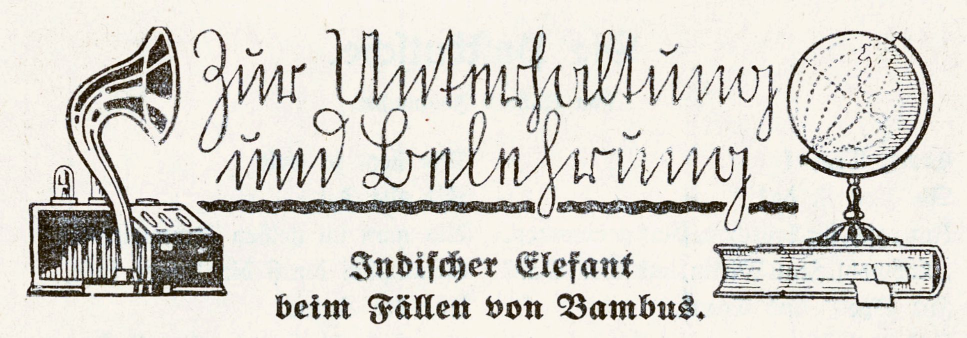
Goldne Sonne, mach uns weit
deinen Strahlen offen,
wie auf deine Herrlichkeit
alle Wesen hoffen.

Himmelswunder, kühler Wind,
Tau aus deinen Schwingen,
Wiege unser Leben lind,
laß den Tag gelingen.

Es will hier gesagt sein, daß unter vielen Menschen die Meinung verbreitet ist, daß die Pflanzen und Tiere keine Sprache hätten. Das ist nun freilich insofern wahr, als die Sprechweise dieser Geschöpfe der unsrigen nur schwer zu vergleichen ist, sie reden gewiß nicht auf dieselbe Art miteinander, wie Menschen es tun. Aber daraus darf niemand zu Recht den Schluß ableiten, daß alle diese Geschöpfe sich nicht auf ihre Weise miteinander verständigten, ihre Sinne sind wohl anders beschaffen als die unsrigen, aber deshalb sind sie nicht weniger fein und fügsam, nicht weniger klar oder eindringlich. So bedürfen die Pflanzen, um miteinander zu verkehren, des Windes oder ihres Duftes und vor allem der Insekten, die einen großen und weitverzweigten Nachrichtendienst zwischen allen Blumen versehen, die alle Ansprüche, Wünsche und Gedanken, ja sogar die feinsten und lieblichsten Empfindungen, derer die Pflanzen fähig sind, auf wunderbare Art vermitteln.

Es hat in der Vergangenheit Zeiten gegeben, in welchen der Glaube der Menschen an die Sprache und die Stimmen der Geschöpfe der Natur verbreiteter war, als es heute der Fall ist. Es muß daher gekommen sein, daß vor Tausenden von Jahren die Menschen enger am Herzen der Natur lebten, daß sie den Pflanzen dankbarer waren für ihre Früchte, den Tieren für ihre Dienste und den Wäldern für das Obdach, das sie ihnen gewährten. So hörten sie in frommer Andacht auf die Stimmen ihrer Wohltäter und lauschten auf das Rauschen der alten Linden. Sie vernahmen in der Stimme des Baums die Stimme der Vergangenheit und der Zukunft. Wir müssen uns wohl hüten, diese alte Weisheit rasch als ein Zeichen des Aberglaubens zu verwerfen; alle, welche die Natur draußen kennen, werden gerne gestehen, daß der Sonnenschein über weiten Wiesen oder das Rauschen der Bäume im Wind das menschliche Herz ruhiger machen, besonnen und frei. Wer sähe aber die Vergangenheit oder die Zukunft, oder auch die Sorgen der Gegenwart nicht mutiger und gerechter an, wenn sein Herz einer solchen Freiheit teilhaftig geworden ist? Auf diese Art war zu manchen Zeiten ein Band tiefen Einvernehmens zwischen der Welt der Menschen und der übrigen Geschöpfe der Natur geschlungen, und es ist nur unser Verschulden, wenn wir verlernt haben, es zu erkennen.

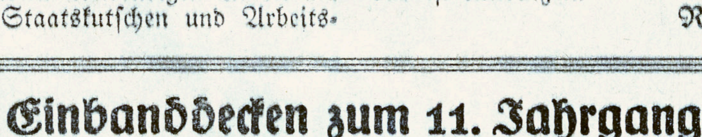
Wenn ich euch nun so mancherlei aus dieser Welt erzählt habe, so übersetzte ich alles, was ich gesehen und gehört habe, in die Sprache der Menschen, bis ihr einmal selbst hinausgeht, um die Sprechweise der Tiere und Pflanzen zu lernen, und wahrscheinlich werdet ihr dann mehr und Besseres erfahren, als ich euch erzählen konnte, denn es ist nun einmal so in der Welt bestellt, daß man von allem Schönen, das man erlebt, das beste nicht sagen, sondern nur empfinden kann.



Indischer Elefant beim Fällen von Bambus.

Daß ein so riesiges Tier wie ein Elefant auch im Besitz großer Kraft sein muß, leuchtet auf den ersten Blick ein. Da es von jeher das Bestreben des Menschen war, sich die Kräfte der Tiere nutzbar zu machen, so kam man in Indien schon frühzeitig darauf, Elefanten zu zähmen und zu schweren Arbeiten anzulernen. Das scheint schwierig, ist es aber nicht so sehr wie man glaubt, denn der Elefant ist gelehrig und tut für eine gute Mahlzeit manches. Man sieht ihn in Indien eigentlich überall, wo etwas zu tun ist. Gemächlich hockt sein Treiber auf seinem Rücken und hält ihn zu der im Augenblick notwendigen Arbeit an. Er zieht Staatskutschen und Arbeitswagen, hebt und schleift auf den Holzhöfen Balken; er dient Kanonen schweren Kalibers als Vorspann und wird bei der Eisenbahn zum Schieben von Güterwagen benutzt. In der heißen Sonne Indiens zieht er schwere Walzen beim Straßenbau und selbst zum Fällen von Bäumen wird er gebraucht. Nicht allzu starke Bambus, die ja in feuchtem lockeren Erdreich wachsen, entwurzelt der Elefant und legt sie fein säuberlich auf den Boden nieder. Bei dieser Tätigkeit sehen wir ihn auf unserem Bilde dargestellt. Ein Zupacken mit dem Rüssel, ein einmaliges Vor- und Rückwärtsschreiten, und der Bambus ist entwurzelt.

R. Hansche.



Die Postkutsche.

Von Richard Zoozmann.

Trari, Trara!
Die Post ist da!
Nun rasch, ihr Leutchen, Platz genommen.
„Lebwohl, Frau Wirtin, und schön' Dank
Für Speis' und Trank,
Und daß Ihr gut uns aufgenommen:
Wir werden gerne wiederkommen.“

Wie liegt so weit
Die alte Zeit,
Als man im gelben Rumpelkasten
Gemächlich durch die Lande fuhr,
Und die Natur
Genoß in Ruh und ohne Hasten,
Genügsam hier und dort zu rasten.

Mit Auto und
Mit Luftschiff rund
Um unsern Erdball rast man heute.
Doch ruft auch alles „Zeit ist Geld“,
Schön bleibt die Welt
Und wert, daß man sich ihrer freute,
Für alle reiselustigen Leute.



Nach einem Gemälde von Wilhelm Velten.



Nach einem Gemälde von C. Plückebaum.

Sommerlust.

Zwei Englein sind vom Himmelszelt
Vor Tau und Tag hinabgestiegen:
Freut euch! Nun wird die ganze Welt
Sich bald in Blumendüften wiegen.

Die lieben Sommerengel sinds,
Die heimlich ihre Gaben schenken
Und dann auf Schwingen weichen Winds
Zurück zur Himmelswiese lenken.

H. R.

Von der Gründung deutscher Städte.

Von Fr. Hennecke, Lehrer.

Unsere schönen deutschen Städte, von denen ihr auch sicherlich eine ganze Anzahl kennt, sind aus den Trümmern der römischen Niederlassungen, die man auch „Kastelle" nannte, hervorgegangen. Wo lagen die ersten deutschen Städte? Sie lagen an den Grenzflüssen, an Rhein und Donau. Hier hatten sich die römischen Legionen Standlager errichtet, die nach ihrer Besiegung und Vertreibung in die Hände unserer Vorfahren fielen und zu Städten ausgebaut wurden. Das war zu Anfang unserer Zeitrechnung, um die Jahre 1 bis 50 nach Christi Geburt.

Nun kam einige hundert Jahre später die Völkerwanderung, die wir um das Jahr 375 nach Christi festlegen und zerstörte die im langsamen Wachsen begriffenen Städte. Erst nach Beendigung dieses geschichtlichen Ereignisses siedelten sich die siegreichen Deutschen in den Resten der Städte an; bald erhob sich in ihnen die Burg oder der Palast des Königs, um welche sich die Mannen des Herrschers ansiedelten. So bildeten sich nach der Völkerwanderung deutsche Städte um die Burg des Königs.

Nachdem das Christentum Eingang in die deutschen Gaue gefunden hatte, entstand in kurzer Zeit in fast jedem Städtchen eine Kirche. Nun siedelten sich auch um die Kirche die Bewohner an. Das halb zertrümmerte Mauerwerk der römischen Häuser, die einst hier standen, erhielt Holzdächer, nachdem es notdürftig ausgebessert worden war. Zwischen den Städten setzte bald ein reger, gegenseitiger Verkehr ein. Die Handelsleute reisten mit ihren Waren von Stadt zu Stadt, siedelten sich auch in ihnen an und trugen ebenfalls zur Vergrößerung der Stadt bei.

Im siebenten und achten Jahrhundert zogen die Glaubensboten in das Innere unseres Vaterlandes, und bald erhoben sich an geeigneten Orten Klöster und Kirchen. Fromme Pilger reisten in Scharen zu ihnen, beteten hier zur Gottheit und siedelten sich in unmittelbarer Nähe an. Aus dieser Zeit stammen Fulda, die Stätte des heiligen Bonifatius und St. Gallen, das Kloster des heiligen Gallus. Viele deutsche Städte verdanken Kaiser Karl dem Großen ihre Gründung. An einer flachen Stelle des Mains erhob sich eine kaiserliche Burg, da wo oftmals die Franken gegen die Sachsen dahergezogen waren. Diese Stelle, die den Uebergang über den Fluß ermöglichte, nannte man Furt. Als sich dann später die Franken hier niederließen und eine Stadt erbauten, da nannten sie sie Frankfurt. Ihr gegenüber am jenseitigen Ufer entstand aus einer Siedlung der unterworfenen Sachsen das Städtchen Sachsenhausen. Die Siedlung, die um 807 nach Christi um die Hammaburg im sächsischen Walde zwischen Elbe, Bille und Alster entsteht, erhält den Namen Hamburg. Kaiser Heinrich I. gründete im Innern Deutschlands die Städte Meißen, Quedlinburg, und Merseburg usw. Schon die Endung „burg" verrät uns, daß ursprünglich nur eine kaiserliche Burg vorhanden war, um die herum die Stadt entstand. Fährleute, die sich an der Elbe niedergelassen hatten, gaben den Anstoß zur Gründung der Stadt Dresden.

Es würde nun zu weit führen, alle deutschen Städte zu nennen. Um 1250 waren die meisten von ihnen schon vorhanden, wie wir aus Urkunden genau wissen. Nur Berlin als Stadt entstand später. Sie ist aus zwei wendischen Dörfern Kölln und Berlin hervorgegangen, die sich erst im Jahre 1307 zu einer städtischen Gemeinde zusammengeschlossen haben.



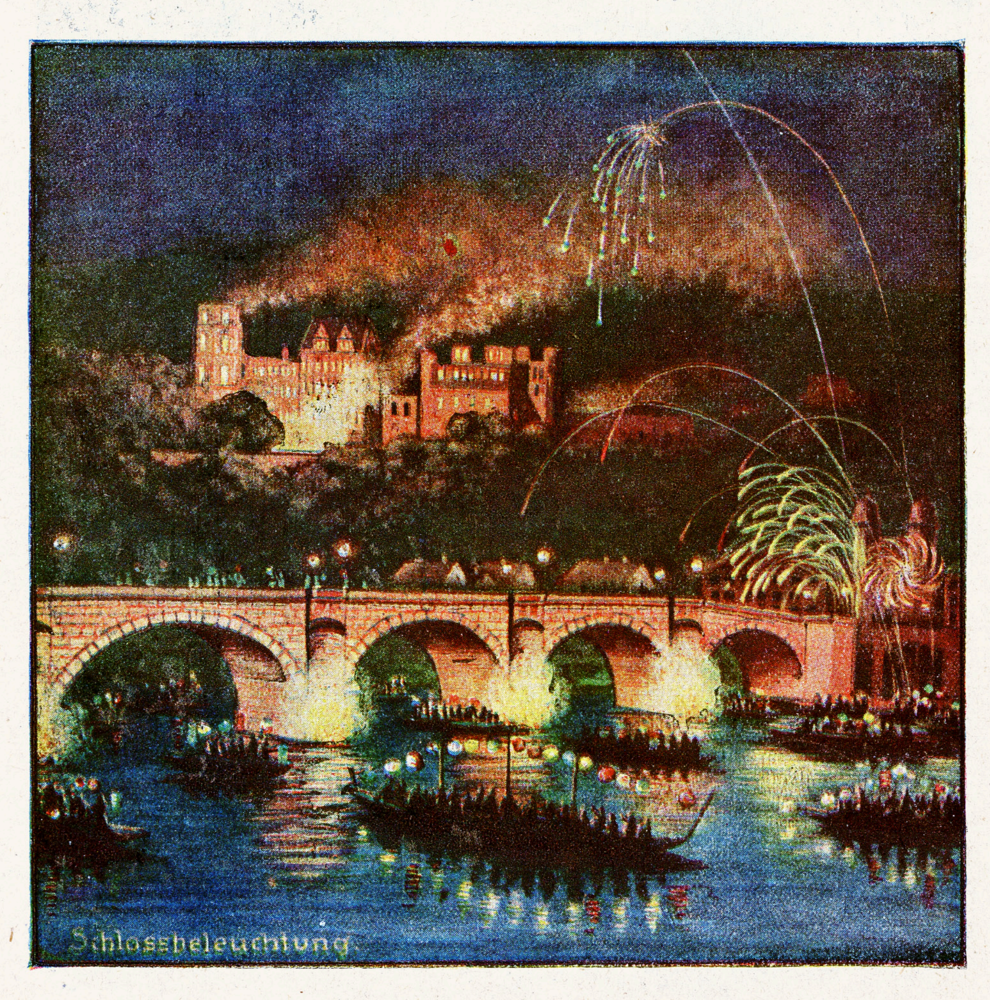
Der Wachtturm
Ludwigsbau u. Ruprechtsbau

Wie viele Dichter haben Heidelberg und den Neckar besungen! Und wahrhaftig: Heidelberg, das so friedlich und freundlich im Tale zu beiden Seiten des Neckars gebettet liegt, ist wohl als die schönstgelegene Stadt Deutschlands zu bezeichnen. Hier hat der liebe Herrgott seine Gaben an Natur so reichlich und köstlich ausgestreut. Berge und Täler, Fluß und Bäche, Wiesen und Wälder wechseln in buntestem Reigen ab. Und ist es da ein Wunder, wenn uns um dieses herrliche Stückchen Erde die Franzosen beneiden? Das ist wohl zu verstehen, aber nicht das, daß uns der Versailler Sonnenkönig, Ludwig XIV. geheißen, deswegen mit Krieg überzog. Die feindlichen Soldaten überfielen damals das friedliche pfälzische Land, wozu Heidelberg in dieser Zeit noch gehörte und marterten Bürger und Bauern, verbrannten Dörfer und Städte, verbrannten auch das schönste deutsche Fürstenschloß zu Heidelberg, das heute als eine rotbraune steinerne Ruine ins Neckartal hinuntersieht. Ewig den Franzmännern ein Zeichen ihrer blinden Zerstörungswut. Aber was hat Heidelberg so berühmt gemacht? Seine Schule der klugen und weisen Gelehrten: seine Universität! Es ist die älteste deutsche Universität überhaupt. Und droben im Schloß regierten die Kurfürsten mit Milde und viel Aufwand. Die Männer, die von Kunst etwas verstehen, stehen immer wieder staunend im Schloßhof und bewundern die steinernen Figuren und Verzierungen daran. Hier haben deutsche Baumeister herrlichstes Werk geschaffen. Und im Keller des Schlosses kann man auch das große Heidelberger Faß sehen, das so groß ist, daß Tisch

und Stühle darinnen stehen können. Wie herrlich ist der Blick droben vom Schloß hinunter ins Neckartal! Da liegen die friedlichen Bürgerhäuser aneinandergeschmiegt. Die Menschen, die darinnen wandeln, sehen von hier oben winzig klein aus. Aber man hat ein Stück einer Landkarte vor sich, wo man jede Straße und jedes Haus von oben findet. Oftmals wird an Sommerabenden die Ruine des Schlosses mit rotem Licht beleuchtet. O, das ist ein wunderbares deutsches Bild! Dann ziehen auf dem Neckar Kähne mit Lampions an den Stielen; überall herrscht Fröhlichkeit und Freude, wozu auch der Wein sein Teil beiträgt. Hier und da klingen Studentenlieder. Eines davon ist deutlich zu vernehmen:

„Alt Heidelberg, du feine,
Du Stadt an Ehren reich,
Am Neckar und am Rheine,
Kein' andere kommt dir gleich."

Der Dichter, der dieses Lied schuf, hat nicht zuviel gesagt. Die Kurfürsten auf dem Schloß sind ausgestorben, die Pracht der Zimmer ist hinüber, noch aber lebt die Stadt Heidelberg, „die Feine", mit ihrem Neckar, mit ihren freundlichen Straßen und Gassen und mit ihren Studenten und deren fröhlichen Liedern, die von deutscher Art und Sitte künden.


Schlossbeleuchtung.



Märchen.

Von Arno Holz.

Jüngst sah ich den Wind,
Das himmlische Kind,
Als ich träumend im Walde gelegen,
Und hinter ihm schritt
Mit trippelndem Tritt
Sein Bruder, der Sommerregen.

In den Wipfeln da gings
Nach rechts und nach links,
Als wiegte der Wind sich im Bettchen,
Und sein Brüderchen sang:
Di Binke, di Bank
Und schlüpfte von Blättchen zu Blättchen.

Weiß selbst nicht, wie's kam,
Gar zu wundersam
Es regnete, tropfte und rauschte,
Daß ich selber ein Kind,
Wie Regen und Wind,
Das Spielen der beiden belauschte.

Dann wurde es Nacht,
Und eh ich's gedacht,
Waren fort, die das Märchen mir schufen
Ihr Mütterlein
Hatte sie fein
Hinauf in den Himmel gerufen!

Bild von Professor Paul Hey.

Deutsche Stunde



Geleitet von Lehrer Harald Wolf.

Sprachsünden. (15. Fortsetzung.)

In der letzten „Deutschen Stunde" wurde das unangebrachte Geizen mit Silben und Wörtern gerügt, weil es die Muttersprache falsch und häßlich macht. Den gleichen Schaden richten wir an, wenn wir zu *viel* Worte machen, überflüssige und störende Ausdrücke gebrauchen. Die Sprache wird dadurch schwülstig, unbeholfen, langweilig und phrasenhaft. Wer „mit saurem Schweiß zu sagen sucht, was er nicht weiß", drischt leeres Stroh. Man nennt eine solche umständliche Ausdrucksweise *papiernen Stil*, weil er auf dem Papier (beim Schreiben) entsteht; denn lautes Sprechen läßt hinkendes und stolperndes Deutsch nicht so leicht zu. Leider gehen aber dann solche gedruckte „Schreibtischblüten" in die Umgangssprache über und lassen sich nur schwer wieder ausrotten.

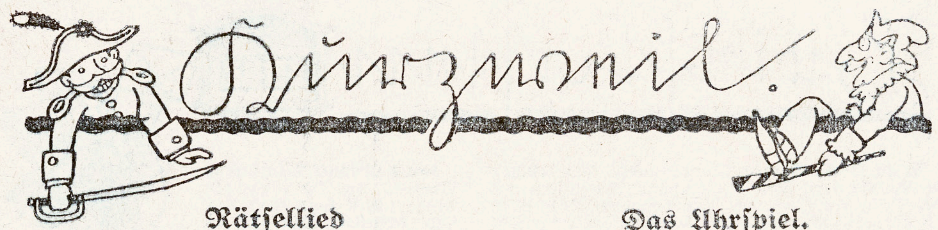
Man darf einen Gedanken nicht *doppelt* ausdrücken! Falsch ist: Probeversuch (*jeder* Versuch ist eine Probe!), kleiner Zwerg, weißer Schimmel, lernender Fleischerlehrling (jeder Lehrling lernt!), ich komme ebenfalls auch (ebenfalls = auch!) er hat es bereits schon getan (entweder: bereits getan oder: schon getan!), lediglich nur, nicht länger mehr, voll und ganz usw. Besonders häufig wird dieser Fehler — zweimal dasselbe zu sagen — bei Fremdwörtern gemacht, weil deren voller Sinn vielen nicht klar ist. Gar mancher Fremdwortschwärmer macht sich mit solchen Zusammenstellungen lächerlich: Schiffsflotte, reitende Kavallerie, Examenprüfung, dekorativ mit Blumen geschmückt, Grundprinzip, größere Majorität, Zentralmittelpunkt, falsche Illusion, defensive Abwehr; denn übersetzt würden sie lauten: Schiffsschiffabteilung, reitende Reiterei, Prüfungprüfung, schmückend mit Blumen geschmückt, Grundgrundsatz, größere Mehrheit (jede Mehrheit ist größer!), in der Mitte liegender Mittelpunkt, falsche Täuschung, abwehrende Abwehr. Wie oft liest man in Zeitungsanzeigen von „neurenovierten" — also neuerneuerten! — Räumen!

Auch der Fall der Möglichkeit oder Notwendigkeit darf nicht doppelt erwähnt werden. „Es wird mir nicht *möglich* sein, kommen zu *können*" ist falsch. Es muß heißen: Es wird mir nicht möglich sein, zu kommen, oder: Ich werde nicht kommen können. Nicht: Ich war *genötigt*, das Kind bestrafen zu *müssen*, sondern: Ich war genötigt, das Kind zu bestrafen, oder: Ich mußte das Kind bestrafen. Verbessere selbst diese falschen Sätze: Ich war *verhindert*, dich besuchen zu *können*, und: Warum *verbietest* du mir, dies nicht zu tun?

Ich glaube kaum, daß du bei den folgenden Beispielen sogleich die Sprachverhunzung erkennst; denn gerade derartige Redewendungen sind leider nur allzusehr üblich geworden: in Abzug bringen, zur Versteigerung bringen, in Erwägung ziehen, der Beobachtung unterziehen, zur Verteilung kommen, der Winter wird seinen Anfang nehmen, ich möchte die Antwort in Zweifel stellen. Alle diese *umständlichen* Wendungen könnten und *sollten* viel einfacher und wohlklingender durch bloße Zeitwörter (Tätigkeitswörter) ausgedrückt werden! Vermeide sie also und sage dafür: abziehen, versteigern, erwägen, beobachten, verteilen, anfangen, anzweifeln. Ich könnte noch viele schwülstige Verbindungen mit „bringen, ziehen, unterziehen, kommen" usw. aufzählen. Suche selbst einige und verbessere sie! Etwa so: Das Beil wird nicht „in Anwendung gebracht", sondern angewendet; das Gedicht soll nicht „zur Vorlesung kommen", sondern vorgelesen werden; ich habe nicht „eine gute Behandlung erfahren", sondern bin gut behandelt worden usw.

Vermeide auch die umständlichen Verhältniswörter mit dem 2. Fall, da die Häufung der S-Laute außerdem häßlich klingt! Sage nicht: Ich bekam Hilfe *seitens* meines Vaters, sondern: *von* meinem Vater; nicht: *anläßlich* oder *gelegentlich* eines Festes, sondern: *bei* einem Feste; nicht: Er rettete sich *vermittels* eines Sprunges, sondern: *durch* einen Sprung; nicht: Er reiste *zwecks* eines Besuches nach X., sondern: *zu* einem Besuche. Verwende für die breitspurigen und zungenbrechenden Ausdrücke „*ersterer* und *letzterer*" (brrr, die vielen R!) stets *jener* und *dieser*! Streiche aus deinem Wortschatze die Ungeheuer: Jetztzeit (das klingt, als wenn jemand niest!), Nachhauseweg und Machenschaften, und sage dafür besser: Gegenwart, Heimweg und Ränke!

Achte deine Muttersprache! Schütze ihre Reinheit und Schönheit!



Rätsellied

vom wetterwendischen Burschen.

Von Wilhelm Müller-Rüdersdorf.

Mal streichelt er,
Mal zaust er dich — —
Bald fördernd dir,
Bald hinderlich.

Macht mal dir Sorg',
Macht mal dir Mut.
Und haucht er: „Komm!"
Geh' mit ihm gut!

Silbenrätsel.

di — en — gel — gu — i — in — kau — ne — or — pin — ta — tra — zwik —.

Aus obigen Silben sind fünf Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, von oben nach unten gelesen, je einen deutschen Dichter (Klassiker) nennen. Die Wörter bedeuten:

1. Musikinstrument,
2. Tauchervögel des südlichen Eismeeres,
3. Land in Asien,
4. Gebirgskette der Karpathen,
5. Stadt in Sachsen.



Das 4½jährige Söhnchen des Lehrers Aswald-Gauselfingen mit seinem Lieblingsbuch.

Körperteile.

Einmal hast du's am Körper mit G.
Zweimal wirst du's finden dagegen mit D.

Scharade.

An der ersten beiden Pracht / Wird dein Herz sich stets erfreuen. / Durch der letzten beiden Macht / Können sie sich oft erneuen. / Wer vom Gärtner wird belehrt, / Legt aufs Ganze hohen Wert. A. E.

Logogriph.

Aufrecht, trotzend Sturmgefahr, / Ragt er wetterfest; / Kopflos aber stellt er dar / Einen kargen Rest. A. E.

Das Uhrspiel.

Von E. Schäfer.

Viel gehört nicht dazu. Ein glattes viereckiges Brett, einen Farbstift, einen kurzen Nagel und eine Schachtel mit hundert Bohnen, das ist alles. Auf das Brett zeichnet ihr mit dem Farbstift einen Kreis, schreibt die Ziffern eins bis zwölf in gleichen Abständen an den Rand und zieht rechts und links von jeder Ziffer einen Strich. Jetzt ist das Zifferblatt fertig, und es fehlt nur noch der Zeiger. Den schnitzt ihr euch aus einem schmalen Brettchen und verseht ihn oben mit einem kreisrunden Loch. Nun steckt ihr einen Nagel durch das Loch und schlagt ihn mitten in das Zifferblatt, aber nicht zu fest, denn der Zeiger muß sich frei drehen können. Habt ihr dieses gut und ordentlich gemacht, dann setzt das Uhrspiel mitten auf den Tisch und ihr euch ringsherum. Nun wird der Zeiger der Reihe nach gestoßen. Er dreht sich einige Male und bleibt z. B. auf der Ziffer 5 stehen. Diese Ziffer wird nun mit 5 Bohnen aus der Schachtel besetzt. Sind alle Ziffern auf diese Art und Weise besetzt, so kann es ans Gewinnen gehen. Bleibt der Zeiger nach dem Stoß auf einer Ziffer oder auf einem der Striche rechts und links oder innerhalb der beiden Striche stehen, so erhält der Stoßende die auf der Ziffer liegenden Bohnen. Jede leere Ziffer wird solange aus der Schachtel neu besetzt, bis der Vorrat zu Ende ist. Es wird gespielt, bis sämtliche Bohnen von dem Zifferblatt verschwunden sind. Nehmt ihr statt der Bohnen Nüsse, so wird der Spaß noch größer.

Briefkasten

Erika Koch, Berlin-Mariendorf. Wir erfüllen die Wünsche um Veröffentlichung im Briefkasten nach der Reihe des Eingangs. Ueber unseren Brief wirst du dich wohl gefreut haben. Wann dürfen wir wieder Neuigkeiten von dir hören?

Fifi von der Beeckerheide. Auch dein Wunsch soll hierdurch erfüllt werden. Hast dir übrigens einen feinen Decknamen gewählt. Viele Grüße!

Paul Miehle, Wiesbaden-Biebrich. 1—4: ja! 5. Die Zeder wächst auf dem Libanon, in Guayana, Honduras, auf dem Himalaja, in Canada, Westindien, Spanien u. s. w. Das virginische Zedernholz wird besonders zu Bleistiften verarbeitet. 6. Angeblich Bertold Schwarz, ein Franziskanermönch aus Freiburg 1259; aber das Schießpulver war lange vorher bekannt. Wahrscheinlich ist es in China oder Indien erfunden und zuerst verwendet worden. Sicheres weiß man nicht. 7. Schon aus den ältesten Zeiten Ägyptens sind Mauersteine (Backsteine) bekannt. Man benutzte gebrannte wie ungebrannte.



Edelgard und Gerda Seitz, Herford. Natürlich: noch keiner hat gesagt, daß ihm die Rama-Waffeln nicht vorzüglich geschmeckt hätten. Kleine Leckermäuler seid ihr doch alle! Euer Wunsch ist hiermit erfüllt.

Erzgebirgischer Cocofreund, Wünschendorf. Der engl. Dichter Jonathan Swift hat einmal ein liebes lustiges Buch geschrieben: Gullivers Reisen. Und dieser Gulliver kommt auch in das Land Liliput, in dem alle Wesen nur daumengroß sind. Seitdem nennt man sehr kleine Menschen „Liliputaner"; es sind also gewissermaßen „kleine Zwerge".

Helmut Diewald, Rheydt. Aber, lieber Freund, das kann kaum stimmen. Und wenn, dann ist es doch nicht unsere Schuld. Wer den Wunsch ausspricht, der wird ihn auch erfüllt sehen. Gruß!

Richard (Zuname?), Düsseldorf, Karolingerstraße 74. Auch du bist unser Freund. Vergiß nicht, dich an unsern schönen Preisausschreiben zu beteiligen. Stets vollständige Adresse angeben. Dein Zuname fehlte im Brief. Herzlichen Gruß.

Hans Rudolf Dümichen, Berlin. Aus der Länge der Fische allein kann man das nicht schließen, dazu gibt es zu viel Arten. Züchtereien erreichen, daß Goldfische 3—4 mal im Jahre laichen. Frage beim Buchhändler nach den Büchern „Der Goldfisch und seine Zucht" von Mulerett und „Der Goldfisch und seine Pflege" von Schulte vom Brühl.

Mathilde Schwartz, Birgel b. Düren, Friedhofstraße 52, wünscht mit Lesern und Leserinnen Ansichtskarten zu tauschen.

Elisabeth Veit, Bad Schandau, Bad-Allee 222 II. Du bist uns als Freundin herzlich willkommen. Es wird uns freuen, öfters von dir zu hören. Herzlichen Gruß dir und deinen lieben Eltern.

Richtige Lösungen zu Kurzweilrätseln sandten ein: Fritz Hirsch, Bolkenhain; Charlotte Leonhardt, Lugau-Kirchberg; Ernst G. Liepelt, Flensburg; Dorothea Steinert, Allersdorf-Liebenthal N. 34; Milli Plaß, Minden; Philipp Lenzen, Troisdorf; Willi Heitzenröder, Wiesbaden-Biebrich; Armin Schäfer, Buchholz b. Düsseldorf; Emma Burkhardt, Schömberg O.-A.; Erika Krause-Stedel, Buer (Westfalen); Lilli Kutzbach, Trier; Emmi Fischer, Frankfurt a. Main; Christian Wensien, Büsum, Nordseebad; Elfrieda Stehl, Köln; Herbert Schade, Priebus (Kr. Sagan); Rudolf Fischer, Frankfurt a. Main; Martin Härtel, Pirschen (Post Zieserwitz); Wilhelm Voller, Langendiebach b. Hanau a. Main; Franz Straub, Castrop-Rauxel; Karl Bellin, Klausfelde; Anneliese Zorn, Söllnitz; Marta Koch, Schnett; Herbert Marx, Langheinersdorf; W. Fricke, Achte; Hans Braun, Vohwinkel; Werner Weißflog, Weida; Wilhelm Knackstedt, Haverlah; Alwine Bornemann, Kl.-Lengden; Hansi Diesener, Frose.

Beim Einkauf von „Rama-Margarine butterfein" erhält man umsonst abwechselnd von Woche zu Woche die Kinderzeitung „Die Rama-Post vom kleinen Coco" oder „Die Rama-Post vom lustigen Fips".

Fehlende Nummern sind gegen Einsendung von 10 Pfg. (in Briefmarken) pro Exemplar vom Verlag erhältlich.

Wer etwas mitzuteilen hat, schreibe an: „Die Rama-Post vom kleinen Coco", Goch (Rhld.)

Für den Inhalt verantwortlich: P. Mengelberg, Goch (Rhld.)